

Die Suche nach einem anderen Weg

Autor(en): **Lafontaine, Oskar**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Rote Revue - Profil : Monatszeitschrift**

Band (Jahr): **64 (1985)**

Heft 4

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-340240>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Suche nach einem anderen Weg

Von Oskar Lafontaine

Jedes Jahr verhungern auf der Erde 45 Millionen Menschen. Der atomare Weltbrand kann jeden Augenblick ausbrechen. Die Zerstörung der Natur schreitet immer weiter, scheinbar unaufhaltsam voran. Die Industriegesellschaft ist an ihre Grenzen gestossen. Massenarbeitslosigkeit und Armut, die überwunden schienen, sind zurückgekehrt. Zwar haben in den Industriestaaten Wirtschaft, Wissenschaft und Technik zu gewaltigen Errungenschaften geführt, doch wiegen diese bei weitem nicht auf, was an Zerstörung angerichtet und an existentieller Gefährdung aufgebaut wurde. Hungertod, Atomtod, Naturzerstörung und soziale Not sind Ergebnisse menschlichen Handelns, für dessen Folgen die Menschen einstehen müssen, zumindest für die Folgen, die sie voraussehen können. Es fällt uns schwer, unser Handeln als ursächlich für Tod und Elend überall in der Welt anzusehen. Wir können die Verantwortung dafür aber nicht verweigern, wir sind immer verantwortlich, auch – oder gerade – wenn unser Handeln aus Nichtstun und Unterlassen besteht. An dieser Feststellung kommt man nur vorbei, wenn man den Menschen die Fähigkeit zur freien Entscheidung abspricht.

«Ich glaube, nichts Lebendes kommt heute ums Politische herum. Die Weigerung ist auch Politik, man treibt damit die Politik der bösen Sache.» Mit diesen Worten beschrieb Thomas Mann die Situation des Jahres 1945. Niemand wird heute – 1985 – akzeptieren, dass wir uns bewusst für Hungertod, Atomtod, Naturzerstörung und sozia-

le Not entschieden hätten. Für Freiheit von Atomwaffen, Ernährung für alle, Naturschutz und Wohlstand für jeden haben wir uns allerdings auch nicht entschieden. Wer heute über das Politische nachdenkt, wer unvoreingenommen die weltweiten Entwicklungen zur Kenntnis nimmt, wird sehr schnell zu der Einsicht kommen, dass es nicht so weiter gehen kann wie bisher. Wenn ein Mensch sich nicht mehr zurechtfindet, muss er sich darüber klarwerden, was er eigentlich will. Da Politik und Gesellschaft ratlos geworden sind, muss die Frage gestellt werden, was wir eigentlich wollen, welche Ziele wir haben.

Wir wollen die Hungerkatastrophen nicht. Wir wollen sie vermeiden. Wir wollen den Atomtod nicht. Wir wollen ihn vermeiden. Wir wollen die Zerstörung der Natur nicht. Wir wollen sie vermeiden. Wir wollen die Massenarbeitslosigkeit nicht. Wir wollen sie vermeiden. Diese Widersprüche sind nur dann aufzulösen, wenn wir erkennen, dass unser alltägliches Verhalten, ohne dass es uns bewusst wird, weltweit zu katastrophalen Entwicklungen führt. Es ist nicht ungewöhnlich, in bester Absicht ein Ziel zu verfolgen und nicht zu bedenken, welche ungewollten Wirkungen dabei auftreten können. Um diese ungewollten Folgen zu vermeiden, muss versucht werden, dem alltäglich Handelnden den Zusammenhang einsichtig zu machen, der zwischen seinen Absichten und den erreichten Ergebnissen besteht.

Ein Dogma gerät ins Wanken

Unsere Öffentlichkeit ist beherrscht von der Diskussion

über die Fragen der Wirtschaft. Man kann einem Menschen kaum ein stärkeres Kompliment machen, als dass er etwas von Wirtschaft versteht, schliesslich garantiert die Wirtschaft unseren Wohlstand. Der prozentuale Zuwachs als Ausdruck der Leistungsfähigkeit – in keinem anderen Bereich ist dieses Prinzip so beliebt wie in der Wirtschaft. Der Zuwachs des Umsatzes, der Zuwachs der Rendite, der Zuwachs des Anlagevermögens, wenn es gut geht, der Zuwachs der Beschäftigtenzahlen – nichts anderes erfreut den Mann der Wirtschaft mehr als der Zuwachs. Selbstverständlich übersehen wir nicht, dass auf der Kostenseite die Degression erwünscht ist. Als fast göttliches Gesetz, als Dogma, gilt bei all dem das Wachstum des Brutto-sozialprodukts. Erst jetzt, nachdem es ins Wanken gerät, beginnt man über seinen Inhalt nachzudenken. Aus der Unmöglichkeit, dieses Dogma aufrechtzuerhalten, erklärt sich aber nicht allein, dass unser Wirtschaftssystem zu solch verheerenden Ergebnissen wie Naturzerstörung, Hunger in der Welt und Massenarbeitslosigkeit führt.

Vergegenwärtigen wir uns, was einige der geistigen Väter unserer Wirtschaftssysteme über deren Grundlagen gesagt haben. Eine wichtige Rolle in der Wirtschaftspolitik der letzten Jahrzehnte spielte die Ökonomie des englischen Lords John Maynard Keynes. Er schrieb mit der den Engländern eigenen Offenheit im Jahre 1930: «Noch mindestens weitere 100 Jahre müssen wir uns und jedem anderen gegenüber sagen, dass schön hässlich und hässlich schön ist, denn

hässlich ist nützlich und schön unnütz. Geiz, Wucher und Miss-
trauen müssen noch für eine
kleine Weile unsere Götter sein.
Denn nur sie können uns aus
dem Tunnel wirtschaftlicher
Notwendigkeit zu Helligkeit
führen.»

Wirtschaftlicher Fortschritt ist
nach Meinung dieses Ökonomen
nur dann erreichbar, wenn wir
uns die mächtigen Antriebe der
Selbstsucht zunutze machen,
denen zu widersprechen Religion
und überlieferte Weisheit uns
raten. Die Zeit für eine
«Rückkehr zu einem der gesich-
testen und fundamentalsten
Grundsätze der Religion und
herkömmlichen Wertvorstellungen,
dass Geiz ein Laster, Wucher ein
Vergehen und die Liebe zum Geld
abscheulich ist», sei noch nicht
gekommen, meinte John Maynard
Keynes. Ist diese Zeit, so müssen
wir fragen, heute gekommen?
Ist es vielleicht sogar angesichts
der Hungersnot in der Dritten
Welt höchste Zeit, sich darüber
klarzuwerden, dass Geiz ein
Laster und Wucher ein Vergehen
ist? Der Wertewandel, der allgemein
festgestellt wird, wäre dann ein
zu begrüßendes Zeichen des
Neubeginns. Nicht mehr der
egoistische, mitleidlose, erfol-
reiche Raffer wäre das Ideal der
heutigen Jugend, sondern der
Mensch, der erkannt hat, dass er
sein Menschsein nur zusammen
mit anderen Menschen verwirklichen
kann.

Noch entscheidender als die
Motive, die Keynes als Voraus-
setzung unserer Wirtschaft ge-
nannt hat, ist das Prinzip, nach
dem wir sie organisiert haben:
die Arbeitsteilung, über deren
verheerende Folgen wir heute
mehr denn je nachdenken müs-
sen. Zur Arbeitsteilung stellte
Adam Smith Ende des 18. Jahr-
hunderts fest: «Der Geist der
grossen Mehrzahl der Menschen
entwickelt sich notwendig aus
und an ihren Alltagsverrichtun-
gen. Ein Mensch, der sein gan-

zes Leben in der Verrichtung we-
niger einfacher Operationen
verausgibt... hat keine Gele-
genheit, seinen Verstand zu
üben... Aber in jeder industriellen
und zivilisierten Gesellschaft
ist dies der Zustand, worin der
arbeitende Arme, das heisst die
grosse Masse des Volkes, not-
wendig verfallen muss.»

Noch drastischer als Adam
Smith beschreibt der Vater der
modernen Arbeitsteilung Freder-
ick Winslow Taylor zu Beginn
unseres Jahrhunderts die Ver-
stümmelung der menschlichen
Fähigkeiten im Produktions-
prozess: «In unserem System
wird dem Arbeiter minutiös mit-
geteilt, exakt, was er zu tun hat
und wie er es zu tun hat. Eines
der ersten Erfordernisse... für
einen Mann, der in der Lage ist,
als eine reguläre Beschäftigung
Roheisen zu verladen, ist, dass
er so blöd und phlegmatisch ist,
dass er in seinen geistigen Fä-
higkeiten mehr dem Ochsen gleicht
als jedem anderen Typ.»

Marx verurteilt das System der
Arbeitsteilung gleichermassen
und beruft sich dabei auf Adam
Smith, den er im «Kapital» häu-
fig als Zeugen anführt. Er
schreibt: «In der Fabrik existiert
ein toter Mechanismus unab-
hängig von ihnen (den Arbeit-
tern), und sie werden ihm als le-
bendige Anhängsel einverleibt.
Während die Maschinenarbeit
das Nervensystem aufs Äusser-
ste angreift, unterdrückt sie das
vielseitige Spiel der Muskeln
und konfisziert alle freie körper-
liche und geistige Tätigkeit.»

Die drastischen Urteile von
Smith, Taylor und Marx über
die zerstörerische Wirkung der
Arbeitsteilung haben nicht ver-
mocht, ihr Fortschreiten in den
Industriegesellschaften, weder
im Westen noch im Osten, auf-
zuhalten. Nur wer die ständige
Vermehrung der Produktion
von Waren, Gütern und Dienst-
leistungen über das Ziel stellt,
dem Menschen die Möglichkeit
zu schaffen, seine Fähigkeit op-

timal zu entwickeln und zu einer
selbstverantworteten Existenz
zu finden, kann die arbeitsteilige
Organisation der Wirtschaft in
ihrer jetzigen Form rechtferti-
gen. Die kapitalistischen und die
sozialistischen Länder wett-
eifern darin, die ständige Steige-
rung der Warenproduktion dem
Ziel überzuordnen, menschi-
chen Fähigkeiten Gestaltungs-
raum zu schaffen.

Heute erkennt man zunehmend,
welche Bedeutung es hatte, dass
Lenin in einem «Prawda»-Arti-
kel 1918 unter der Überschrift
«Die nächsten Aufgaben der
Sowjetmacht» empfahl, den
neuesten Fortschritt des Kapita-
lismus, das Taylor-System, in
der Sowjetunion einzuführen.

Auch an der Ausbeutung der
Natur sind die unterschiedlichen
Gesellschaftssysteme in Ost und
West gleichermassen beteiligt.
Ist die These richtig, dass Aus-
beutung der Natur und Ausbeu-
tung des Menschen sich gegen-
seitig bedingen, dann führt diese
Feststellung ebenfalls zu der
Schlussfolgerung, dass der Un-
terschied der Systeme nicht so
beschaffen ist, wie ihn die jewei-
ligen Apologeten in ihrer tägli-
chen Litanei darstellen.

Die Folgen sind nicht mehr absehbar

Bei der Bezogenheit auf die Stei-
gerung des materiellen Wohl-
stands, bei dem Bemühen, im-
mer mehr Waren, Güter und
Dienstleistungen zu produzie-
ren, haben wir unabsehbare Fol-
gen in Kauf genommen. Auch
dieses Urteil gilt gleichermassen
für Ost und West. Rudolf Bahro
brachte es auf die Formel: Der
Kapitalismus rast dem Abgrund
zu, der Sozialismus gibt sich alle
Mühe, ihn zu überholen.

Adam Smith und Frederick
Winslow Taylor haben sich in ei-
nem wichtigen Punkt geirrt.
Nicht nur der arbeitende Arme
ist – wie Adam Smith es aus-
drückte – in den Zustand der

Stupidität und Unwissenheit gefallen. Nicht nur derjenige, dessen reguläre Beschäftigung es ist, Roheisen zu verladen, verkümmert in seinen geistigen Fähigkeiten, wie Taylor es unglaublich herablassend beschrieb. Auch Kopfarbeiter haben den Prozess der Arbeitsteilung über die wohl unvermeidbare Spezialisierung bis zum Exzess hin getrieben. Das hat den Verlust der Fähigkeit, das Ganze zu sehen, bewirkt. Die Notwendigkeit, das Ganze zu sehen, ist aber Kern des ökologischen Denkansatzes.

Wir wissen aus der Biologie, dass die Überspezialisierung eine der Hauptursachen für das Aussterben der Arten ist. Angesichts des atomaren Pulverfasses, auf dem wir sitzen, ist infolge der Überspezialisierung, die einhergeht mit dem Verlust der Verantwortungsfähigkeit, das Aussterben unserer Gattung eine reale Möglichkeit geworden. In der modernen Wissenschaft hat die Überspezialisierung einen vor einigen Jahrzehnten noch nicht vorstellbaren Stand erreicht. In der Produktion setzt sie sich fort. Sie hat aber nicht nur das Denken derjenigen ergriffen, die als Kopf- oder Handarbeiter in der Produktion tätig sind, sondern sie bestimmt auch das Denken der politisch Verantwortlichen. In der Politik, die ja gerade versuchen sollte, das Detailwissen der Experten mit einer ganzheitlichen Sicht zu überdachen, dominiert ebenfalls das Expertentum.

Wir haben unter den Politikern Experten für Wirtschaftsfragen, für Sozialfragen, für Bildungsfragen, für Fragen der Technologiepolitik, für Abrüstung (ein Expertentyp, der auf seinem Gebiet noch nichts vorzuweisen hat), für Familienpolitik, für Umweltschutz, für Entwicklungshilfe. Dieses Heer von Experten schafft es selten, die Verbindung untereinander herzustellen, noch seltener gelingt es

ihm, einen übergreifenden Politikentwurf zustande zu bringen. So drehen die Experten sich im Kreise. Wer sich zu sehr mit dem Detail beschäftigt, sieht vor lauter Bäume den Wald nicht mehr, sieht nicht mehr, dass Hunger, Arbeitslosigkeit, Naturzerstörung und atomare Rüstung das Integral dieses ganzen Expertentums sind.

Ehrfurcht vor dem Leben

«Alles, was dir der Nationalökonom an Leben nimmt und an Menschlichkeit, das alles ersetzt er dir in Geld und Reichtum», schrieb Marx in seinen «Ökonomisch-philosophischen Manuskripten». Gegenwärtig gilt es, das an Leben und Menschlichkeit zurückzugewinnen, was der zwanghafte Produktionswahn zerstört hat. Unser Ziel kann es heute nicht mehr sein, koste es, was es wolle, die Waren- und Güterproduktion zu steigern. Unser Ziel muss es sein, dem Leben und der Menschlichkeit wieder Raum zu schaffen.

Der hier geforderten Neuorientierung unseres Handelns liegt die Ethik Albert Schweitzers zugrunde: «Ich bin Leben, das leben will inmitten von Leben, das leben will.» Als erstrebenswert gilt ihm Leben erhalten, Leben fördern, entwickelbares Leben auf seinen höchsten Wert bringen. Als verwerflich gilt ihm: Leben vernichten, Leben schädigen, entwickelbares Leben niederhalten. Diese Ehrfurcht vor dem Leben schliesst ein den Frieden mit der Natur; sie hat ihre eigenen Gesetze, die wir nur bei Strafe des Untergangs ständig missachten können.

Bei dieser «Umkehr zum Leben» haben wir erhebliche Widerstände in uns selbst zu überwinden. Die Unfähigkeit zu trauern wurde schon als Wesensmerkmal unserer Gesellschaft analysiert. Ihr vorgelagert ist die Unfähigkeit zum Lei-

den und Mitleiden. Niemand sollte der Selbsttäuschung erliegen, er hätte nicht teil an dieser Krankheit unserer Gesellschaft. Diese Unfähigkeit zu leiden und mitzuleiden ist Grundlage des zerstörerischen Prozesses, den wir weltweit beobachten. So hat das Wissen um den Hungertod in der Dritten Welt unser Handeln nicht verändert, und die Ausrede, wir hätten von allem nichts gewusst, wird uns später nicht zur Verfügung stehen. Aus panischer Angst vor dem Leiden verdrängen wir es. Nur wer fähig ist zum Leiden, ist fähig zum Mitleiden. Ist diese Fähigkeit zerstört, sind wir präpariert für unsere Kultur der Ausbeutung der Unterwerfung und der Gewalt. Es entsteht ein Sozialgefüge der strukturellen Gewalt. Es entstehen soziale Verhältnisse, in denen der Menschen durch verschiedene Formen von Herrschaft, Abhängigkeit und Ausbeutung elementare Voraussetzungen zur Entfaltung ihrer Existenz vorenthalten werden. Wenn unsere Erfahrung von der Gewalt bestimmt ist, verändert sie unser Verhalten. Wenn wir Zerstörung erfahren haben, wird auch unser Verhalten zerstörerisch sein.

Der Psychoanalytiker Ronald D. Laing hat diese Entwicklung so beschrieben:

«Um unser wunderbares Bild von uns als Gottes Geschenk an die grosse Mehrheit der hungernden Spezies Mensch aufrechtzuerhalten, müssen wir unsere Gewalt nach innen richten auf uns und unsere Kinder; wir müssen die Rhetorik der Moral zu Hilfe nehmen, um diesen Prozess zu beschreiben. Für eine Rationalisierung unseres kriegsindustriellen Komplexes müssen wir unsere Fähigkeit zerstören zu sehen, was unter unserer Nase geschieht, und uns vorzustellen, was jenseits unserer Nasenspitze beginnt. Lange vor Ausbruch eines thermonuklearen Krieges haben wir unseren eige-

nen Verstand verwüsten müssen. Wir fangen bei den Kindern an. Man muss sie rechtzeitig erwischen. Ohne eine sorgfältige und schnelle Gehirnwäsche würde ihr schmutziger Geist unsere schmutzigen Tricks durchschauen. Kinder sind noch keine Narren; wir werden sie jedoch zu uns ähnlichen Imbezilen machen – mit hohem Intelligenzquotienten, falls möglich. Vom Augenblick der Geburt an, wenn das Steinzeit-Baby sich der Mutter des 20. Jahrhunderts gegenüber sieht, ist es jenen Kräften der Gewalt unterworfen, die man Liebe nennt – wie sein Vater und seine Mutter, wie ihre Eltern und deren Eltern vor ihnen.

Diese Kräfte zielen vor allem auf die Zerstörung seiner meisten Anlagen. Im allgemeinen verläuft das Unternehmen erfolgreich. Mit fünfzehn ist daraus ein Wesen wie wir entstanden – eine halbtolle Kreatur, mehr oder weniger angepasst an eine verrückte Welt. Das ist die Normalität unserer Zeit. Liebe und Gewalt sind polare Gegensätze. Liebe lässt den anderen sein – mit Zuneigung und Rücksicht. Gewalt versucht des anderen Freiheit einzuschränken und ihn zu zwingen, nach unseren Wünschen zu agieren – ohne jede Rücksicht und in Gleichgültigkeit gegenüber der Bestimmung des anderen. Wir zerstören uns selbst durch Gewalt, die sich als Liebe maskiert.»

Die Einsicht in diese Grunderfahrung menschlicher Existenz unter den Bedingungen struktureller Gewalt ist ein Schlüssel zum Verständnis unseres oft zerstörerischen Handelns.

Paul Tillich verdanken wir den Hinweis, dass der Sozialismus für Marx eine Widerstandsbewegung gegen die Zerstörung der Liebe in der gesellschaftlichen Wirklichkeit war. Welche Utopie verbirgt sich hinter diesem Satz, wenn man ihm mit der Realität konfrontiert! Unser Alltag ist geprägt von Arbeitslo-

sigkeit und sozialer Not, von der Arbeitsteilung, den hierarchisch-militärischen Strukturen der Wirtschaft und der nach wie vor vorhandenen, die Natur plattwalzenden Tonnenideologie. Wir brauchen, wie Ernst Bloch es im «Prinzip Hoffnung» formuliert hat, keine Technik, die in der Natur wie eine Besatzungsarmee im Feindesland steht und vom Landesinnern nichts weiss, sondern eine Technik ohne Vergewaltigung, die keine Philanthropie für misshandelte Metalle, wohl aber das Ende der naiven Übertragung des Ausbeuterstandpunktes auf die Natur ist.

Unsere Gesellschaft entdeckt die Gewaltlosigkeit immer dann, wenn in Demonstrationen gegen die Vergewaltigung des Menschen und der Natur aufbegehrt wird. Eine neue Politik muss Bedingungen schaffen, die es dem Menschen ermöglichen, zum anderen Menschen und zur Umwelt ein Verhältnis frei von Ausbeutung und Unterwerfung zu entwickeln. Jede Veränderung von Machtverhältnissen, die nicht diese veränderte Einstellung zur Macht und zur Umwelt zum Ziel hat, ist auch, wenn sie sich Revolution nennt, nur eine Neu- und Umverteilung von Unterwerfung und Ausbeutung.

Zu oft hat sich in der Geschichte das Urteil des Aufklärers Kant bestätigt: «Durch eine Revolution wird vielleicht ein Abfall von persönlichen Despotismen und gewinnsüchtiger oder herrschsüchtiger Bedrückung, aber niemals wahre Reform der Denkungsart zustandekommen; sondern neue Vorurteile werden, eben sowohl als die alten, zum Leitbände des gedankenlosen grossen Haufens dienen.»

Bei allen Differenzierungen, die angebracht wären, reduziert sich der Systemunterschied in Ost und West auf die unwesentliche Feststellung: Im Kapitalismus beutet der Mensch den

Menschen aus, im Sozialismus ist das umgekehrt.

Freiheit

Die Suche nach einem neuen Weg ist die Suche nach der Wiederherstellung der menschlichen Freiheit, des Rechts eines jeden Menschen, sein Leben soweit wie möglich selbst zu bestimmen. Da die Arbeit wesentlicher Bestandteil des Lebens ist, folgt darauf, dass Freiheit auch das Recht des Menschen ist, seine Arbeit soweit wie möglich selbst zu bestimmen. Es ist bekannt, dass die Konservativen, die das Wort Freiheit am meisten im Munde führen, den Menschen dieses Recht am Arbeitsplatz verweigern. Damit wird die Arbeit für die meisten Menschen zur Erfahrung von Unfreiheit und Abhängigkeit. Die Auswirkungen dieser Erfahrung auf unser Verhalten werden noch beschrieben.

Der Mensch soll also das Recht haben, sein Leben soweit wie möglich selbst zu bestimmen. Die Grenze des «soweit wie möglich» ist durch den Anspruch des Mitmenschen gegeben, ebenfalls ein Leben in Freiheit führen zu können. Freiheit ist ohne einen Bezug zum Mitmenschen nicht denkbar. Christentum und Sozialismus postulieren Nächstenliebe oder Solidarität. Ein System, das auf Egoismus und Selbstsucht errichtet wird, führt notwendigerweise zur Unfreiheit. Die Väter der bürgerlichen Revolution in Frankreich wussten schon, warum sie neben die Freiheit die Gleichheit und die Brüderlichkeit setzten.

Oft hat sich ein falsches Verständnis von Solidarität herausgebildet. Solidarität nur auf die Gruppe bezogen, der man angehört, verkommt zur Kumpanei. Solidarität auf die Grenzen eines

Staates oder einer Nation bezogen, ist Nationalsolidarität. Wahre Solidarität empfindet man entweder gegenüber allen Menschen oder überhaupt nicht. Dies gilt für das Verhältnis der gesellschaftlichen Grup-

pen, der Arbeitnehmer und Unternehmer, der verschiedenen Staaten und Gesellschaftssysteme. Wenn Solidarität als das Gegenteil von Bemächtigung und Unterwerfung verstanden wird, dann führt ein derart erweiterter

Begriff auch zur Solidarität mit der Natur. Schon der Gedanke an zukünftige Generationen, an unsere Kinder und Kindeskin- der, lässt den Wunsch entstehen, ihnen die Erde lebenswert zu erhalten.

Johano Strasser und Peter Glotz

Die Roten und die Grünen

Zwei Beiträge aus der Diskussion in der SPD

Die Märznummer der Zeitschrift für Literatur und Politik, L'80, ist dem «rot-grünen Illusionstheater» gewidmet. Lauft dem rot-grünen Bündnis die Zeit davon, fragt Johano Strasser, und Peter Glotz erlaubt sich mit «berserkerhafter Fussnote zur 17. Auflage der vernünftigsten deutschen Koalitionsphilosophie» zu antworten. Beide Beiträge sind wichtig für die rot-grüne Diskussion innerhalb der Sozialdemokratie sowohl in der BRD als auch in Österreich und in der Schweiz.

Johano Strasser

Nun haben wir es also geschafft. Das ominöse Jahr 1984 liegt hinter uns, und siehe da: alles geht weiter wie bisher – business as usual. Wir heben den Kopf, stellen die Lauscher auf, wittern Morgenluft. Weit und breit keine Katastrophe in Sicht, von Panik keine Spur, blamiert sind die wandernden Apokalyptiker, die uns weismachen wollten, Orwells düstere Vision erfülle sich, werde gar noch übertroffen in unserer Gegenwart-West. (Dabei wäre ein mutiges Wort in Richtung Osten wirklich angebracht gewesen!) Nichts von alledem ist eingetreten, was uns mit lodernden Zungen geweissagt wurde. Der dritte Weltkrieg ist nicht ausgebrochen – trotz Aufstellung von Pershing-II-Raketen, das Ökosystem ist nicht zusammengebrochen, und wer vom Überwachungsstaat faselt, der soll doch einmal in die Sowjetunion reisen, wo seit sechzig Jahren 1984 ist, damit er

wieder differenziert urteilen lernt.

Ja doch, ja! Auch mir geht der ständige Ablasshandel mit Untergangsvisionen auf die Nerven. Auch ich kann die billige Empörung über Hochrüstung und Umweltzerstörung, über Arbeitslosigkeit und Sozialabbau manchmal nur noch schwer ertragen. Und die ständigen Solidaritätsbezeugungen übersteigen längst meine Kräfte. Was soll ich denn noch alles unterschreiben, wofür denn jetzt schon wieder spenden? Die Dritte Welt? Wieviel Länder gibt es, in denen das Volk hungert, in denen unterdrückt, gefoltert und von Staats wegen gemordet wird? Fünfzig? Hundert? Mehr? Und immer soll ich solidarisch sein. Warum eigentlich ich?

Das Elend ermüdet den Beschauer, je länger es dauert, um so mehr. Wem die Flammenschrift Abend für Abend auf der Mattscheibe erscheint, den schreckt sie nicht mehr. Die Kri-

se fängt an, langweilig zu werden, und damit sinkt auch der Unterhaltungswert all derer, die sich mit ihr analytischer, prognostischer oder therapeutischer Absicht befassen. Gewiss, für die Mutter, deren Säugling an Pseudekrupp stirbt, für den Rentner, der sein Gärtchen am Rande der Giftmülldeponie bestellt, für die zweieinhalb Millionen registrierten und die vielen nicht erfassten Arbeitslosen bleibt die Krise real. Aber sie sind eine Minderheit. Für die Mehrheit ist die Krise ein Thema, keine Erfahrung. Wenn die Krise sie zu langweilen beginnt, wechseln sie das Thema.

Genau hier liegt die Chance für jene unsäglichen Frohnaturen, die bei einem Schoppen pfälzischen Weines die Krise aussitzen oder in dynamischeren Momenten einfach zu einem neuen Wirtschaftswunder durchstarten wollen, koste es, was es wolle. Solange der Leidensdruck nur für eine kleine Minderheit unerträglich ist, und das kann so lange so bleiben, bis die Katastrophe nicht mehr abzuwenden ist, kann die in einigen Umfrageergebnissen aufscheinende Bereitschaft der Bevölkerung zu einer politisch-sozialen Kursänderung jederzeit wieder zerfallen, kann das Wissen um die bedrohlichen Zusammenhänge erfolgreich verdrängt werden.